

Die Kinder des Marabout

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt.*



Vierzehn Tage Rundreise mit einer kleinen Gruppe durch Senegal und Gambia lagen hinter Friedrich und Magdalen Leopold. Nun wollten sie noch eine Woche im Vier-Sterne-Hotel ‚Royal‘ in Saly an der Atlantikküste Senegals Sonne tanken. Mit seinen vielen Hotels und der Nähe zur Hauptstadt Dakar und zum Flughafen ist Saly der bedeutendste Touristenort Senegals.

Als die Reisegruppe im Hotel eintraf, ließen die Leipolds gerne den anderen den Vortritt, da sie länger hier wohnen würden. Sie fragten bei der Rezeption nach ihrem Zimmer. Ein Page sollte sie dahinführen. Nach fünfzig Meter zeigte er auf eine schmale Feuertreppe und meinte, im ersten Stock sei ihr Zimmer und dort warte auch schon der Koffer auf sie. „Wirklich, ein feines Hotel“, meinte Magdalen, „ein guter Service.“

Doch ihr Lob war zu früh. Als sie die enge Feuertreppe – selbst bis zum zweiten Stock - hochstiegen, waren alle Türen außen versperrt. Beim Zurückgehen über die reinen Betonstufen murmelte Magdalen: „Das ist doch kein Gästeaufgang! Der Knabe hat doch von seinem eigenen Hotel keine Ahnung.“

Als sie wieder an der Rezeption standen, fanden sie dort auch ihre Koffer vor. Sie reklamierten die falsche Information und der Empfangschef entschuldigte sich und nahm sich persönlich ihrer an. Er führte sie einige Gänge weiter und schubste sie in den Aufzug. „Sie müssen in den zweiten Stock; dort ist die Achthunderterzimmerflucht.“ Nach einiger Mühe – die Zimmernummern waren herausgestanzt und deshalb schwer zu lesen - fanden sie ihr Zimmer und Friedrich bat: „Sperr doch bitte auf. Ich bin nach der langen Fahrt hundemüde.“ „Wieso ich, du hast doch die Karte!“ Jetzt stellte sich heraus, dass der Empfangschef die Schlüsselkarte an sich genommen hatte, damit er wusste, wohin er seine Gäste schicken soll und hatte dann diese Karte gedankenlos eingesteckt. Also wieder zurück an die Rezeption und die Karte geholt. Zwar entschuldigte sich der Empfangschef vielfach, doch der erste Eindruck war schon einmal nicht der beste.

Dass in Senegal als ehemalige französische Kolonie Französisch gesprochen wird, war zu erwarten. Aber dass in einem Vier-Sterne-Hotel-Restaurant maximal jede zehnte Bedienung Englisch versteht – und das nur ein paar Brocken – überraschte dann doch. Wie üblich bestellte Friedrich zum Abendessen Wein und Wasser. Der Tisch war mit Messer, Gabel, Serviette und einem Glas gedeckt. Das Wasser kam auch sofort, doch der Wein dauerte über zehn Minuten, obwohl das Lokal relativ schwach besetzt war. Der Ober brachte eine Flasche hauseigenen Rotweins, stellte sie in einen Sektkübel und verschwand. „Ja, sollen wir denn jetzt aus der Flasche trinken?“ empörte sich Magdalen und versuchte, einen Ober oder eine weibliche Bedienung herbeizuwinken. Nach mehrmaligen Versuchen kam auch eine junge Dame und fragte nach dem Begehrt. Leider verstand sie weder Deutsch noch Englisch. Erst als Friedrich mehrmals die Weinflasche an die Lippen setzte, kapierte sie endlich die Wünsche des Paares. Seltsamerweise änderte sich die ganze Woche nichts an diesem Service. Aber ab dem übernächsten Tag nahmen die Leipolds einfach die Gläser vom nicht besetzten Nachbartisch und bedienten sich damit.

Grundsätzlich ließ der Service viel zu wünschen übrig. Der Salat war für Magdalens Geschmack ein wenig zu fade zubereitet. Als sie die Bedienung nach Pfeffer & Salz – pepper and salt – fragte, schüttelte sie nur verständnislos den Kopf. Erst als Friedrich die typische Handbewegung für Salz- und Pfefferstreuen ausübte, kapierte die Bedienung langsam den Wunsch. Auch dies blieb täglich gleich: Auf zehn Tischen fand man jeweils einen Salz- und Pfefferstreuer.

Dass ein hübscher weiblicher Gast natürlich auch auf Ober eine anziehende Wirkung ausübt, ist normal. Trotzdem ärgerte sich Friedrich, als gleich zwei Ober am übernächsten Tisch über eine Viertelstunde mit einer hübschen zwanzigjährigen Einheimischen schäkerten und die anderen Gäste ringsum vergaßen. Nur durch lautstarkes Klopfen an ein Glas von Friedrich konnte sich einer gaaanz langsam von der hübschen Mademoiselle loseisen.

Ein Großteil der Gäste erschien zum Abendessen in kurzen oder knielangen Hosen. Eines Abends, der Anlass war nicht zu erkennen, bat der Restaurantchef die Besucher, am nächsten Tag mit langen Hosen zum Dinner zu erscheinen. Bis auf ganz wenige Ausnahmen kamen die Herren dem Wunsch nach. Das Essen war nicht anders als sonst, aber vielleicht war ein besonderer Gast anwesend?

So schön ein Badehotel auch sein kann: Es war nichts oder fast nichts los. Unterhalb Leipolds Zimmer waren zwei Tennisplätze, auf denen regelmäßig von neun bis elf und von sechzehn bis achtzehn Uhr gespielt wurde. Hauptsächlich wurden sie von Trainern genutzt, die den Gästen, denen es langweilig war, ein paar Tennisstunden gaben. Zwar gab es zwei Pools, doch in dieser Woche sahen die Leipolds insgesamt vielleicht fünf Menschen darin schwimmen. Das Meer war direkt neben dem Strand, jedoch durch hohe Steine abgetrennt. Haie gab es hier sicherlich nicht, doch sah man nie jemand das Meer durch seinen staubigen Körper verschmutzen. Allein die drei Tischtennisplatten waren regelmäßig belegt; vor allem, weil hier eine reizvolle Animateurin das Heft bzw. den Schläger in der Hand hielt.

„Schau doch mal!“ Magdalen zeigte auf den Strand, „das Hotel hat rund fünfhundert Betten und am Strand liegen vielleicht fünfzig Personen. Und obwohl wir hier in einem muslimischen Land sind, braten sich doch einige ‚oben ohne‘ in der Sonne. Was machen all die anderen den ganzen Tag?“ Es war wirklich überraschend, wie wenig Gäste die vorhandenen Freizeiteinrichtungen genossen. Einige besuchten wahrscheinlich eine Tagung, andere unternahmen Ausflüge und weitere vergnügten sich im Fitnessraum. Aber der Rest?

Es gab natürlich auch einige Gäste, die einen Stadtbummel unternahmen. Am frühen Vormittag, als das Thermometer die fünfundzwanzig Grad noch nicht überschritten hatte, waren auch Friedrich und Magdalen unterwegs. In der Hauptstraße gab es einige nette Geschäfte und vor allem viel Gastronomie. „Hier ist ein Handwerkermarkt. Mein Gürtel löst sich langsam auf; ich bräuchte einen neuen. Lass uns doch einmal schauen, ob sie etwas Passendes haben.“ Friedrich wollte die Gelegenheit nutzen, sich aus einem umfangreichen Angebot einen Ledergürtel zu erwerben. Sie fanden auch gleich einen Anbieter, der jedoch kein Englisch verstand. Also wurde ein junger Mann herbeizitiert, der dieser Sprache mächtig war. Friedrich wiederholte sein Anliegen und zeigte seinen Gürtel. Einen gleichen oder zumindest sehr ähnlichen wollte er haben. „Kein Problem!“ meinte großspurig der junge Mann, „Das bekommst du sofort. Eine Minute.“ Es waren zwar dann zehn Minuten, aber er kam wirklich mit einem von Farbe und Größe passenden Gürtel zurück. „Was kostet er denn?“ „Oh, heute ganz billig. Sonderangebot! Nur sechzig Euro!“ Friedrich schaute ihn verständnislos an. „Was sechzig Euro!! Sie sind wohl nicht ganz normal.“ „Oh, gute Qualität, günstiger Preis. Also weil du es bist: Nur fünfzig Euro.“ „Das kommt überhaupt nicht in Frage. Das ist ein Irrsinnspreis.“ „Vierzig Euro!“ „Nein!“ „Also gut: Wieviel willst du bezahlen?“ „Vier Euro.“ Friedrich wollte seinen Ohren nicht trauen und fragte zweimal nach, als er daraufhin hörte: „In Ordnung.“ Anscheinend wollte der Verkäufer ein wenig Spaß haben und ein Preisgespräch führen. Geld und Ware wurden ausgetauscht, da meinte der Verkäufer: „Ich bin nur Vermittler. Dafür solltest du mir eine Provision geben: Tausend France.“ Da Friedrich für den Gürtel auch mehr bezahlt hätte, gab er ihm den Schein im Gegenwert von etwa einem Euro fünfzig. „Und der Verkäufer ist ein armer Mann. Gib ihm auch noch einmal tausend France.“ Auch diesem Wunsch kam Friedrich nach. Er sah, dass die Konkurrenz sehr groß und die Kundenzahl äußerst gering war. „Ein bisschen direkte Entwicklungshilfe können wir uns leisten“, meinte er zu Magdalen, „nachdem wir im Bereich Souvenirs so zurückhaltend waren.“

Beim Verlassen des Marktes sahen sie eine Gruppe Kinder, die an einem der Verkaufsstände mit einem kleinen Plastikeimer standen. „Sind das alles Bettelkinder?“ fragte Magdalen. Leider fand sich niemand, der ihnen eine ausführliche Auskunft geben konnte. Sie gingen weiter bis zum Supermarkt, um noch für ihren Schnupfen, den sie sich bei der Klimaanlage geholt hatten, ein Paket Taschentücher zu kaufen. „Der hat sogar sonntags den ganzen Tag auf“, staunte Magdalen. Auf dem Rückweg sahen sie vor einem anderen Geschäft wieder eine Horde Kinder mit ihren kleinen Plastikeimern. „Jetzt möchte ich doch einmal wissen, weshalb die durch die Straßen ziehen. Bisher hat uns noch kein Kind angesprochen. Sind es doch keine Bettelkinder?“

An der Hotelrezeption fanden sie einen Mitarbeiter, der ihnen eine vernünftige Auskunft geben konnte: „Es gibt eine ganze Reihe solcher Kinderkleingruppen im Senegal. Allein in Saly sind es über fünfzehn Gruppen, die von einem Marabout geleitet werden. Viele Gruppen umfassen nur Buben. Die Mädchen bleiben meist bei der Mutter. Bei den Kindern handelt es sich um Waisen oder Halbwaisen, für die sich keine Erziehungsberechtigten mehr finden oder Kinder, die absichtlich von den Eltern verlassen wurden.“

Die Kinder betteln am Morgen bei Geschäften, die ihnen Reis, Obst, Süßigkeiten, Zucker und auch Kleingeld geben. Das liefern sie dann am späten Vormittag bei ihrem Marabout ab. Fremde werden in der Regel nicht angesprochen. Manchmal halten sie zwar ihre Schüsseln hin, gehen die Fremden aber nicht offensiv an.“

Wie die Leipolds weiter erfuhren, leben die Kinder mit ihrem Marabout in einer Hütte. Am Nachmittag erteilt ihnen der Marabout in der Regel Schulunterricht; vor allem der

Koranunterricht ist ihnen wichtig. Hier lernen die Kinder die Suren auf Arabisch auswendig. Man kann den Marabout eventuell mit einer Mutter in einem SOS-Kinderdorf vergleichen.

Zwei Tage später hielten sich die Kinder wieder in dem Handwerkermarkt auf. Diesmal war viel Leben dort und die Leipolds, nunmehr mit einer Grundkenntnis ausgestattet, suchten das Gespräch. Dabei erfuhren sie, dass gerade ein spanisches Ehepaar bei der Frühstückszubereitung für die Kinder aktiv war. „Das Ehepaar“, so ein Anwesender, „kommt jedes Jahr für eine Woche nach Saly. Es kauft dort Gemüse und Obst und bereitet den Kindern hier ein gesundes Frühstück. Es gibt eine Reihe Organisationen auf der Welt, die sich immer wieder als Sponsoren für diese Waisenkinder einbringen.“

„Und weil wir auf dieser Reise mit unnützen Ausgaben so zurückhaltend waren“, meinte Magdalen und zog ihren Geldbeutel heraus, „haben Sie für diese Kinder hier einen größeren Geldbetrag“ und reichte ihn dem Wortführer. „So, nun müssen wir schon fast kein Geld mehr zurücktauschen. War das nicht eine sinnvolle Maßnahme, lieber Fritz?“

Arnstein, 20. Februar 2018